

Denen zeige ich's

Von Giorgio Scherrer

Sie kamen nach dem Zweiten Weltkrieg aus dem armen Norditalien. Sie arbeiteten hart – und liessen sich dafür beschimpfen. Aber ihr Wille wurde belohnt. Das ist die Aufstiegsgeschichte zweier Frauen, der Mutter und der Grossmutter unseres Autors.



«Sautschingg»: Das erste schweizerdeutsche Wort, das Loris Scola lernt.

Das Stanniolpapier knistert. Langsam wickelt die Lehrerin das Schokoladenstück aus und führt es genüsslich zum Mund. Vor ihr: vierzig Kinder, bei denen zu Hause nicht einmal die Polenta für alle reicht. Es ist um das Jahr 1930, Norditalien, tiefste Provinz. Und eines dieser Kinder ist meine Grossmutter, Elsa Casagrande.

Gut vierzig Jahre später, der Gemeinderatssaal in Meilen am Zürichsee. Eine junge Frau – 23, ein Jahr vor der Matur – tritt vor den Gemeinderat. Kurz wird ihr akzentfreies Deutsch lobend vermerkt und ihr dann eine einzige Testfrage gestellt: Der Herr hier im Saal, vor dem ein Blumenstrauss steht, wer ist das? «Das ist Christoph Blocher», sagt sie, «er wurde eben in den Kantonsrat gewählt.» Die Frau ist Loris Scola – Elsas Tochter, meine Mutter. Sie ist gerade Schweizerin geworden.

Der Vater, zu Hause, todkrank – das ist Elsas früheste Erinnerung und der Anfang dieser Geschichte. Als sie viereinhalb Jahre alt ist, stirbt er an Tuberkulose, die er sich im Ersten Weltkrieg geholt hat. «Danach war meine Mutter immer traurig», erzählt Elsa. «Meine Schwester und ich wachten nachts auf und hörten sie weinen. Sie sagte: «Jetzt sind wir allein.»»

Elsas Mutter näht, stickt und flickt rund um die Uhr, doch es bringt kaum etwas ein. Zu Mittag essen, wenn überhaupt, nur die Töchter; für die Mutter reicht es nicht. Statt einer Puppe schaukelt Elsas Schwester einen Kochlöffel in den Schlaf. Sie haben nichts – fast nichts.

«Ich bin», sagt Elsa, «mit dem Faschismus geboren, 1922, 24 Tage vor dem Marsch auf Rom. Ich bin mit ihm aufgewachsen, und er erschien mir damals wie die schönste Sache der Welt.» Das Erste, was sie in der Schule lernt, ist ein Treueschwur: «Ich schwöre, dass ich den Befehlen des Duce folgen werde, dass ich mit all meiner Kraft und wenn nötig meinem Blut der faschistischen Sache folgen werde.»

Im Klassenzimmer hängt neben dem Kruzifix ein Bild dieses Duce, des faschistischen Führers Benito Mussolini. Und auf Elsas Schulheften strecken Jungsoldaten dem Antlitz Mussolinis die Hände zum römischen Gruss entgegen.

Elsas Mutter muss derweil ihren goldenen Ehering – das einzige Andenken an ihren toten Mann –

unter dem Druck von Pfarrer und Dorfgemeinschaft bei einer landesweiten Sammelaktion für Mussolinis Kolonialfeldzug in Abessinien spenden. Sie erhält im Gegenzug einen Ring aus Eisen.

Das ist 1935, doch da ist Elsa schon nicht mehr zu Hause. Mit zehn, nach fünf Jahren Schule, endet Elsas Kindheit. Sie muss als Dienstmagd zu einer Familie nach Venedig. «Es war die natürlichste Sache der Welt, alle gingen.» Die Arbeit ist hart: kochen, putzen, waschen, auf die Kinder aufpassen – «jeden Tag, Sommer und Winter, sonntags und an den Feiertagen». Am Wochenende stundenlang mit der Familie spazieren, mit Kind im Arm und weisser Schürze, damit alle sehen: Die können sich ein Dienstmädchen leisten – *una servetta*. Rückenschmerzen, Wäsche, die schwerer ist als Elsa selbst, und nur am Sonntagnachmittag zwei, drei Stunden frei, um die Grossmutter zu besuchen, die in der Stadt lebt.

Elf Jahre arbeitet Elsa so in Venedig, in verschiedenen Familien, für wenig Lohn. Essen bekommt sie selten genug – «*quanta fame*, wie viel Hunger! Viel mehr als vorher.» Die Kleidung wird ihr vom Lohn abgezogen. Anzuziehen hat sie pro Jahr ein einziges Kleid, für Sommer und Winter, Sonn- und Werktag. «Ich schämte mich», sagt Elsa.

«Die Wut auf diese Familien», sagt sie, «ich hielt sie in mir drin. Deshalb hatte ich immer den Drang, zu rennen, zu fliehen.» Das ist dann ihr Moment: Wenn ein Paket der Mutter kommt mit einem paar selbstgemachten Stoffschuhen. Wenn sie mit den neuen Schuhen durch die Stadt rennt, die Rialtobrücke rauf und runter. «Es war, wie den Himmel mit einem Finger zu berühren. Ich war überglücklich.»

Und dann kommt der Krieg. Beim Eintritt Italiens 1940 wird Elsa von faschistischen Trupps auf den Markusplatz gedrängt. Aus einem Lautsprecher über dem Café Florian dröhnt eine Rede Mussolinis. Alle müssen klatschen. «Ich sah einen Alten, der unbeeindruckt unter einem Torbogen stand. Ein Faschist verliess seine Kolonne und gab ihm eine mächtige Ohrfeige, weil er den Hut nicht vom Kopf genommen hatte.» Von der Rede versteht Elsa nichts. Das Klatschen übertönt sie.

Nach dem Krieg – «plötzlich war niemand mehr Faschist» – geht das Arbeiten unverändert

1



2



3



4



1 Die Frau mit dem traurigen Gesicht: Elsa Scolas Mutter Rosina Schizzi, 1955 in Norditalien.

2 Dienstmädchen in Venedig: die zwanzigjährige Elsa (r.) mit ihrer Schwester, 1942.

3 Als Arbeiter gebraucht, als Menschen geschmäht: Elsa Scola, Haushalthilfe, und ihr Mann, Maurer, nach der Hochzeit 1951 in Küsnacht (ZH).

4 Familiennachzug verboten: Die Schwiegereltern in Italien. Zu ihnen muss die schwangere Elsa Scola ziehen.

weiter, nun aber in der Schweiz. Dorthin geht sie 1947, trotz der Warnung eines Bekannten: «In der Schweiz arbeiten sogar die Reichen. Stell dir einmal vor, wie hart dann erst die Armen arbeiten müssen!»

Mit 25 steht sie in Chiasso. Sie muss wie alle den Koffer öffnen, dessen Inhalt mit rosarotem Desinfektionspulver besprüht wird. Sie muss sich röntgen und Blut nehmen lassen und fünf Tage auf die Testresultate warten. In der Schweiz will man nur gesunde, arbeitsfähige Italiener.

Wie in Italien geht sie von Familie zu Familie. Wieder muss sie waschen, putzen, kochen, servieren und zu den Kindern schauen. Elsa lernt ausser

«In der Schweiz arbeiten sogar die Reichen. Stell dir vor, wie hart dann erst die Armen arbeiten müssen.»

ihren Arbeitgebern keine Schweizer kennen. «Sie sprachen nicht mit einem, für sie war man 'der Tschingg'.»

Dafür trifft sie andere Immigranten. Zum Beispiel einen Maurer aus den Dolomiten, einen Saisonnier mit beeindruckend gutem Gedächtnis. Er heisst Aldo Scola, und in ihn verliebt sie sich. Schon schwanger, heiratet sie ihn 1951 in Küsnacht.

Jetzt hat Elsa die Wahl. Ihr Kind – das Kind eines Saisonniers – darf nicht in der Schweiz leben. Familiennachzug ist erst nach einem längeren Aufenthalt möglich. Sie kann bleiben und ihr Kind allein zur Familie geben, oder sie kann mitgehen, weg von ihm und zurück ins arme Italien. Auseinandergerissen wird die Familie in jedem Fall. Und so entscheidet sich Elsa schliesslich für ihr Kind und verlässt die Schweiz.

Im Dorf ihres Mannes kennt Elsa niemanden. Ihre Schwiegermutter wird wütend, wenn sie weint. Und im Dorf gibt es nichts, «*niente di niente*». Nur Berge, Armut und Eiseskälte, weil das Holz fehlt. «Erinnere dich immer an eines», sagt

Elsas Schwiegermutter zu ihr, «wenn du hier einen Gefallen brauchst, werden dir alle von allem geben. Wenn dir für die Polenta eine Faust voll Mehl fehlt: Alle werden es dir geben. Aber frag nie nach einem Stück Holz, denn kein Mensch wird dir hier je eines geben.»

Zuber voll blutiger Leintücher, die Stossgebete der Hebamme, Angst, die Mutter zu verlieren – das ist Loris' früheste Erinnerung. Als sie zwei Jahre alt ist, stirbt ihre Mutter beinahe bei der Geburt des Bruders. Der Vater ist weg, elf Monate im Jahr in der Schweiz, und Gebären ohnehin Frauensache. Loris ist allein.

Und sie ist doch inmitten starker Frauen. Ihre Mutter besorgt ihr wann immer möglich Bücher, die sie sofort verschlingt. Ihre Grossmutter liebt Loris, weil sie dem Berglerzweig der Familie ähnelt. Und bei der Urgrossmutter hoch oben am Hang gibt es immer etwas zu essen. «Ihre Kartoffeln und die Art, wie sie sie kochte und in eine weisse Serviette legte: Das», sagt Elsa, «ist mehr wert als alle Filets, die du heute kaufen kannst.»

Aber Kartoffeln reichen Loris nicht. Sie will mehr: lesen, lernen, geistige Nahrung. «In die Schule zu kommen, war, wie wiedergeboren zu werden», sagt sie, «doch es war auch ernüchternd.» Die Klasse ist voller Repetenten – Bildung zählt im Dorf wenig. Stattdessen heisst es überall: «*Si deve lavorare, si deve lavorare*.» Man muss arbeiten.

Und das Ziel der Arbeit ist immer: ein eigenes Stück Land. Alles, was dem nicht dient, ist Verschwendung. Und die grosse Verschwenderin ist immer die Frau. «Während des ganzen Jahres mussten sich die Frauen mit den Kindern allein und mit nichts durchschlagen. Wehe, sie gaben auch nur einen Franken aus», erinnert sich Elsa. Viele Frauen im Dorf sterben während oder nach der Geburt. «Und der Pfarrer sagte einem immer, man müsse Geduld haben, Rosenkränze beten und sein Leiden der Madonna widmen.»

Aber Madonna und Rosenkränze reichen Loris nicht. «Sie müssen Ihre Tochter studieren lassen, es ist das Einzige, was sie interessiert», sagt der Dorflehrer zu Elsa, «Sie müssen weg von hier.» Mit elf Jahren – im Oktober 1962 – verlässt Loris ihr Zuhause und geht mit Mutter und Bruder in die Schweiz, wo der Vater nach Jahren der Arbeit

endlich ganzjährig und mit Familie leben darf. Alles, was sie mitnehmen, muss in einem Koffer Platz haben.

Ankunft im Bahnhof Zürich Enge, spätabends. Der Vater holt seine müde Familie ab, schultert schweigend den schweren Koffer und bringt sie nach Meilen. Er ist erschöpft und hat Mühe, das Gepäck zu tragen. Ein Mann mit Velo – ein Schweizer – hilft ihm schliesslich und begleitet die Familie bis zur Wohnung in der Seidengasse. Die Häuser dort gehören der lokalen Seidenfabrik, in der Elsa einige Tage nach der Ankunft zu arbeiten beginnt.

«Sautschingge», «Schafseckel», «Arschloch». Die ersten deutschen Wörter, die Loris lernt, sind Schimpfwörter – weil man ihr die so oft nachruft. Und wenn sie den Vater fragt, was «Tschingge» eigentlich heisst, lacht der nur trocken und sagt nichts.

Jeden Abend muss Elsa ihrer Tochter den Rücken einölen. Wegen der blauen Flecken von den Schlägen der Mitschüler. «Sie warfen uns auf den Boden», sagt Loris, «und dann traten sie mit den Füßen nach uns.»

Auch in der Schule ist es anfangs für Loris schwer. Sie spricht die Sprache nicht, kann den Schulstoff kaum verstehen. Doch der Frust treibt sie an. Bei einer pensionierten Lehrerin erhalten Loris und ihr Bruder Deutschunterricht. «Der, die, das», lernt Loris, «dem, des, den».

Und jedes Mal, wenn sie wieder hört: «Huere Sautschingge, verreesed, gönd wider weg!», dann denkt sie sich: «Dene zeig is.» Und sie denkt es auf Schweizerdeutsch.

In der Bibliothek holt sie sich Bücher, versucht, sie zu verstehen. «Irgendwie», sagt Elsa, «hat sie sich über das Lesen gezwungen, Deutsch zu lernen.» Der, die, das. Dem, des, den.

Die Bücher – sie sind eine Flucht für Loris, eine Flucht aus dem Alltag, in dem beide Eltern den ganzen Tag arbeiten und in dem Loris schon mit elf jeden Tag den Abwasch machen muss, weil Elsas Mittagspause dafür nicht reicht. Eine Flucht vor einsamen Nachmittagen: «Manchmal gingen wir einfach zur Fabrik und winkten, weil wir wussten: Unsere Mutter ist da drin.» Und eine Flucht vor der frühen Verantwortung: Mit 14 muss sie zum ersten Mal die Steuererklärung der Eltern ausfüllen – «sie

ist klug, soll sie es tun», findet der Vater. Aber Klugheit reicht nicht. In der sechsten Klasse holt Loris zwar auf – ihr Aufsatz über Winston Churchill wird gar vor der Klasse vorgelesen. Doch als es um die schulische Zukunft geht, ruft der Lehrer sie nach vorn und fragt: «Was schafft din Vatter?» «Murer.» «Ah, Murer ufem Bau, denn gasch i d Realschuel.»

Doch dort hat Loris Glück. Das Glück heisst Ernst Berger, Reallehrer und Kantonsrat. Berger versucht, seine Schülerin zu verstehen. Er fördert und motiviert, bringt Bücher und gibt einen fakultativen Algebra-Kurs. Und er organisiert eine KV-Lehrstelle. Er tut vieles von dem, was Loris' Vater – schwere Jugend, Alkohol, gewalttätig –

Jedes Mal, wenn sie wieder hört: «Huere Sautschingge, verreesed!», dann denkt sie sich: «Dene zeig is.»

nicht tun kann. Und auch die Mutter nicht, sosehr sie es möchte.

Nach zweieinhalb Jahren Fabrik hält Elsa es nicht mehr aus. Sie fällt regelmässig in Ohnmacht und verliert – obwohl ohnehin schon dünn – in zwei Monaten fünf Kilo. Fortan putzt und serviert sie bei den Begüterten der Goldküste. Vergleichsweise ist das ein Aufstieg – mit der Zeit kann sie selbst bestimmen, bei wem sie putzt. «Die Reichen, für die ich arbeitete, fühlten sich mir vielleicht überlegen, aber sie respektierten mich als Person.» Nachdem sie die Liebe ihrer Putzfrau zur Literatur entdeckt hat, liest eine Dame ihr während der Arbeit gar aus Romanen vor.

Aber Ausbeutung verschwindet nicht. Für Italiener ist es schwierig, eine Wohnung zu finden – Ausländer will man nicht im Haus. Und so zahlen Elsa und ihr Mann nicht nur Miete, sondern müssen bei den reichen Hausbesitzern auch noch verbilligt putzen und gratis den herrschaftlichen Garten machen. Und dann die Abhängigkeit innerhalb der Familie. Jeden Samstag sieht Loris,

wie ihre Mutter um Haushaltsgeld kämpfen muss. Wie sie ihren Lohn für die Familie ausgibt, während der Vater seinen spart. Wie sie unter seinem Geiz leidet. «Ich wollte nicht das gleiche Leben haben wie meine Mutter», sagt Loris, «ich wollte unabhängig sein.»

Ihr Vater nennt sie *puttana*, Schlampe, aber sie geht trotzdem an die Beat-Partys in der Region und 1968 ins Hallenstadion, wo Jimi Hendrix mit den Zähnen Gitarre spielt. Und wenn sie zurück nach Hause kommt, schleicht sich ihre Mutter zu ihr ins Zimmer und will wissen, wie es war – wie es ist, eine Jugend zu haben.

Doch diese Unabhängigkeit hat eine Kehrseite. Die Kehrseite benimmt sich ausgesprochen schweizerisch und spricht mit starkem Zürcher Dialekt. Sie bleibt, als sie einmal auf dem Heimweg ihrer Mutter begegnet, auf der anderen Strassenseite. Diese Kehrseite ist die assimilierte Loris, die für ihre Unabhängigkeit ihre Herkunft verbergen muss, der ihr Bruder vorwirft, die eigenen Wurzeln verraten zu haben, und der ein Arbeitgeber – ohne sie mit zu meinen – erzählt, was für eine Sauerei es sei, dass «diese Italiener» ihm auf dem Trottoir nie Platz machten.

Es ist die Zeit des Rechtspopulisten James Schwarzenbach und seiner ersten Überfremdungsinitiative, welche die Anzahl Ausländer in der Schweiz mittels einer fixen Quote reduzieren will. Mehr als 300 000 Menschen, die meisten Italiener, müssten bei einer Annahme das Land verlassen. Der Abstimmungskampf ist heftig, das Land gespalten. Wenn sich Elsa mit einer italienischen Zeitung in den Zug setzt, leert sich das Abteil. Mit 54 Prozent wird die Initiative 1970 schliesslich knapp abgelehnt.

Wie bei *Mad Men* ist für Loris derweil die KV-Lehre im Büro – geprägt von Langeweile und sexueller Belästigung. Eine Befreiung ist nach dem Abschluss die Entdeckung der Rolling Stones bei einem Sprachaufenthalt in England. Und eine Überraschung ist es schliesslich, bei der Arbeit im Sekretariat des Oberseminars Zürich zu erfahren, dass auch sie die Matur nachholen könnte – an der KME, der Kantonalen Maturitätsschule für Erwachsene.

Und wieder hat Loris Glück. Diesmal heisst es Philipp Haerle, Rektor der KME und Schulpfleger in

Meilen. Er kennt sie aus der Realschulzeit und beschliesst nach einem IQ-Test, sie zur Schule zuzulassen. «Endlich konnte ich machen, was ich immer wollte: lesen und lernen.» Und mit ihr auch Elsa: Ihr, der in Venedig das Lesen – dieser Diebstahl gekaufter Arbeitszeit – verboten war, besorgt Loris nun alle Bücher aus dem Unterricht auf Italienisch. Sie sagt: «In gewisser Weise hat meine Mutter so die Matur mit mir gemacht.»

Die kommt für Loris 1976, nach drei Jahren KME. Ein Jahr davor wird sie zudem Schweizerin. Vor der Befragung durch den Gemeinderat muss sie sich dazu von der Polizei vernehmen lassen. «Läsed sie au kommunistischi Büecher?», fragt sie der Beamte. «Me mus öppis ja kenne zums chöne kritisieren», antwortet sie.

Nach der Matur folgt das Mathematikstudium an der Universität Zürich. Dann die Karriere als Gymnasiallehrerin, die Wohnung am Fuss des Zürichbergs, die Heirat mit meinem Vater und schliesslich, als Endpunkt des Aufstiegs in den Mittelstand, die Angst vor Langeweile nach der Pensionierung.

Elsa hat diese Angst nicht. Als sie nach 30 Jahren Putzen und mehr als 60 Jahren Arbeit 1995 in Pension geht, tut sie, was sie will. Sie liest Tolstoi und Dostojewski. Sie gönnt sich einen Espresso im Gran Café am Limmatquai. Und jeden Sonntag kocht sie für die Familie Kartoffeln, die besser sind als jedes Filet.

Nur manchmal, wenn ihr Enkel sich, wie damals ihre Lehrerin in Italien, ein Stück Schokolade nimmt, sagt sie: «Dieses knisternde Geräusch des Stanniolpapiers – ich höre es heute noch.» |G|

Giorgio Scherrer, Jahrgang 1995, studiert Geschichte und Politikwissenschaften an der Universität Zürich. Zudem arbeitet er als freier Journalist und bloggt für nzz.ch/karriere.

1



2



3



4



1 Vier Generationen: Loris Scola mit Mutter, Grossmutter, Urgrossmutter und Bruder, 1955.

2 Hunger, Armut, Arbeit: Loris Scolas Grossmutter Rosina Schizzi am Ende eines harten Lebens.

3 «Ich wollte unabhängig sein»: Loris Scola hört Jimi Hendrix, verschlingt Bücher, absolviert Matura und Studium. Und wird Schweizerin.

4 Die eine kann als Schweizerin durchgehen, die andere nicht: Loris Scola und ihre Mutter.